

(Nachdruck verboten.)

1) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

1.

Frau Hellwig, die wieder an ihrem Rheumatismus litt, hatte wenig geschlafen. Wie der Regulator sechs schlug, wollten ihr die Augen nochmal ein bißchen zufallen, aber nun ging's nicht mehr, sie mußte doch alle wachen! . . . Der Mann neben ihr atmete mit einem Köcheln. Und obwohl es dunkel in der Stube war, sah sie ihn deutlich vor sich mit seinem breiten Gesicht, das der dicke, braune Bart umrahmte, und der großen Nase . . . auch die wässrigen Augen, aber das kam vom Trinken . . . Er war nie betrunken, wahrscheinlich weil er so stark war, daß ihn seine Muskeln selbst dann noch aufrecht hielten . . . Aber ihr war er widerlich, wenn er so roch . . . und ihn lieb gehabt, was man so richtig lieb haben nennt, nein, das hatte sie wohl früher auch nicht. Sie war ein lustiges, sehr hübsches Mädchen gewesen und, wie sie vierundzwanzig Jahre alt war, kam Anton Hellwig, der damals schon dieselbe Meisterstelle hatte wie heute . . . Und da heirateten sie sich. 'nen Mann muß man doch haben! . . .

Der großen, blonden Frau, die still auf ihrem Bett lag und in der Dunkelheit das weiche, blonde Schläfenhaar durch ihre mageren Finger gleiten ließ, kamen plötzlich die Tage ihrer Jugend alle wieder: Die Wege zum Geschäft hin und zurück, wo man gar nicht soviel Herren abweisen konnte, wie einen ansprechen und begleiten wollten! Und auch die Arbeit selber, wenn's auch manchmal scharf genug herging und sie einen Sommer sogar nach Belgien gemußt hatte, in die Lungenheilstätte, wo der eine Arzt so lieb gewesen war zu ihr wie ein Bruder . . . Ach, das fiel ihr jetzt plötzlich alles wieder ein! . . . Und dann — er! . . . Frau Martha ward rot, sie fühlte das Blut in ihren Wangen und ein sehnächtiger Seufzer, der dieser vor zwanzig Jahren begrabenen Liebe galt, schwellte den welken Busen . . . er, der so lieb war, der der erste gewesen war, bei ihr . . . und um den ihr jetziger Mann so schrecklich eiferjüchtig gewesen war . . . Was er immer für ein feines Parfüm getragen hatte, noch jetzt meinte sie, den Duft zu sich herüberwehen zu fühlen . . . Und wie er küssen konnte!

Kling! . . . Die Uhr schlug halb sieben. Um halb acht mußte Hellwig in der Fabrik sein. „Du, Mann! . . . 's is Zeit! . . . komm, Du mußt raus!“

Er knurrte böse. Sie wiederholte, „Du mußt raus!“ Schließlich brummte er: „Na ja, ich weiß ja schon! . . . laß doch . . .“

Sie war inzwischen draußen und hatte die Lampe angezündet.

In dem mittelgroßen Raum standen noch zwei Betten, rechts an der Wand eins, hinter dem grünen Schirm, darin schlief Ella, die Siebzehnjährige, die ins Geschäft ging. Und dann bei der Tür eine eiserne Bettstelle, wo der jüngste, Fritz, und Mascha, eine kleine zehnjährige Böhmin, drin lagen. Fritzchen war fünf Jahre alt, ein blasser Spätling, der ewig Nasenbluten hatte und die ganze Familie tyrannisierte. Und die Mascha, die eigentlich Maruscha hieß, war eines schönen Tages aus Böhmen gekommen, als eine mit Hellwig entfernt verwandte Waise.

Aber wie die Mutter jetzt in die Küche ging, mußte sie vor allen Dingen ihren ältesten Sohn Georg wecken, der in einer Knopffabrik arbeitete und dessen Arbeitsstelle so weit entfernt war, daß er früher fortmußte als der Vater, obwohl seine Arbeitszeit eine halbe Stunde später anging.

Die Frau zog dem jungen Mann zuerst die Decke über den nackten Körper, es genierte sie, daß er da so unbehüllt lag . . . und er mußte doch auch frieren in der kalten Küche! Und dann ging sie daran, ihn zu wecken, was immer ein Stück Arbeit war.

„Georrich! . . . Georrich!“

„. . . Na . . . ja . . .“ lallte er schlaftrunken, und dabei glitt ein Nachen über sein Gesicht, das die Frau, sie wußte nicht warum, erschrecken ließ. Dann schlief er fest weiter.

Frau Martha rüttelte ihn an der Schulter.

„Jh, Du Naß!“ sagte er im Schlaf, wieder mit dem lachenden Gesichtsausdruck und machte sich frei. Und dann sagte er etwas, was der Frau die Rüte der Scham in die Wangen trieb. Er träumte offenbar von seinem Mädell! Jetzt wurde die Mutter wütend und schimpfte laut.

„Nack', daß Du raus kommst, Du großer Lummel! jedesmal muß man 'ne Stunde wecken! . . . Du! . . . schämen sollste Dich, daß Du fortwährend an sowas denkst!“

Der Vater, der inzwischen auch herausgekommen war, fragte, noch ganz verschlafen und sicherlich nicht in der besten Laune:

„Wat is denn los? . . . was? . . .“

Nun mochte es die Frau doch nicht sagen.

„Er tut immer so, als wenn er nicht heert . . .“

„Georrich!“ Der Alte schrie.

„Na, was denn?“

Der junge Mann saß mit einem Male vollständig wach im Bette auf.

„Raus sollste!“

„So wie ide?“

„Na frage doch nich so dämlich!“

„Ja frage, wie id will! . . .“

„So! . . . Na, denn werf Dir ma zeijen, wie sich'n Sohn zu sein' Vata'n zu bedragen hat! . . .“

„Na, zeige doch mal!“

Der junge Mensch blieb ganz kühl. Und der Vater ging schimpfend und wackernd wieder ins Schlafzimmer hinein. Der Kampf zwischen ihnen beiden war längst ausgekämpft. Und der Vater hatte ihn verloren, als Georg eines schönen Morgens die Rechte, die ihn schlagen wollte, packte und mit überlegener Kraft festhielt.

Drin in der Stube plätscherte es. Ella war aufgestanden und wusch sich hinter ihrem Schirm. Dann kam sie in die Küche, halb angezogen, in Rock und Taille und sagte zu ihrem Bruder, der noch im Hemde herumging und sich eben am Ausguß waschen wollte.

„Altes Schwein, Du! . . . kassf: Dir doch wenigstens 'ne Hoje anzieh'n!“

Er drehte den Wasserleitungshahn auf und wusch pustend Gesicht und Hände, dann trocknete er sich an dem nicht eben sauberen Küchenhandtuch ab und zog sich, ohne im geringsten auf Mutter und Schwester Rücksicht zu nehmen, auf dem Bettrand sitzend, die Hosens an.

Frau Martha stand am Herd und kochte Kaffee. Ella war am Fenster damit beschäftigt, ihre Stiefel mit Creme einzureiben. Sie machte das so geschickt, daß die kleinen, weißen Finger keinen Fleck bekamen, wie sie denn auch den Stiefel von ihrem seidenen Unterrock vorsichtig entfernt hielt.

„Machte bloß wissen,“ meinte Georg laut gähmend, „wo Du alle die feinen Sachen herkriegst, Ella? . . . Ja kann ma' keene seidenen Untahoosen loosen un soviel, wie Du, soviel badien' id doch ooch! . . . Un die Stiebeln, die De da hast, die kosten doch ooch ihre fünfzigzwanzig Märker, un det Korsett . . .“

„Stümmer' Dich doch um Deine Sachen!“ sagte Ella, bei deren weißer Haut man das Erröten bis in den entblöhten Hals hinein sehen konnte, „Du schenkst mir doch nicht!“

„Ree, ich nich!“ meinte Georg mit Betonung.

Da kam Frau Martha ihrer Tochter zu Hilfe.

„Wir Frauen rauchen eben nich . . . un trinken nich . . . Daher kommt das, daß wa immer Geld haben un uns was anschaffen könn' . . .“

Der Sohn lachte nur kurz auf. Wie er nach der Stube hinging, hielt er seinen sehr großen, breitschultrigen Körper ziemlich nachlässig. Plötzlich drehte er um, ging zu dem Mädchen, das jetzt die zierlichen Chevreauktiefel mit einem Wollensappen blank rieb, heran und sagte:

„Güßsch biste ja, dis muß da der Meid lassen! Aber da sollste da doch lieba 'n orn'tlichen Arbeeta nehm, wie son faulen Jungen, der da erst um Deine Jungfernschaft bedriegt, und nachher läßt er Dir sitzen! . . .“

Er kam nicht weiter, das schöne Mädchen hatte die

Stiefel hingeworfen und sprang, die Fäuste bo'nend, gegen ihn an.

„Dul . . . Dul . . . halt Deinen frechen Mund, Du — infamer Bengel! . . .“ Ihr kleiner roter Mund sprudelte die Worte nur so hervor, „Du bist 'n Strolch, vaftehste! . . . Mit Dir, mit Dir muß man sich ja schämen, über die Straße zu gehn! . . .“

Georg grinste.

„Na, eben! . . . Du jehst lieba mit Dein' Juden! . . .“

„Das is nich wahr!“ weinte sie fast, „ich habe gar keinen! . . .“

„Doch, ich hab' Da ja jesehn mit 'n!“

„Nee . . . is nich wahr!“

„Gerade! . . . id wollte sojar rankommen an Dir . . .“

Der Vater kam aus der Stube, er hatte den kleinen Fritz, seinen Liebling, auf dem Arm.

„Wat habt 'a denn schon wieda? . . . was?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das vierbeinige Geschenk.

Von Otto Ernst.

Sie besitzt bereits einen ganzen Tierpark, unsere Jüngste, Tiere von Holz, Stein, Leder, Papiermaché und Metall, kurz, von allem möglichen Material und in jeder erdenklichen Herstellungsart; endlich aber läßt sich der Drang nach dem Lebendigen nicht mehr zurückhalten, und zur nächsten Weihnacht will sie einen wirklichen Hund haben.

Roswitha, welche ein Begehren!

Ich habe die Hunde gern, soweit sie vier Beine haben, und soweit sie vier Beine haben, scheinen sie diese Zuneigung auch zu erwidern; diese Tiere haben wie die kleinen Kinder einen Instinkt für das Wohlwollen — aber einen Hund als Hausgenossen —? Mein Weib und ich erheben die ernstlichsten Sauberkeits- und Gesundheitsbedenken.

Wir erschöpfen unsere Phantasie in der Ausmalung kolossaler Unannehmlichkeiten und Gefahren, die ein Hund mit sich bringen kann; Roswitha sieht auch alles ein, wie es sich für ein pietätvolles Kind geziemt, und wenn wir sie dann fragen, was sie sich also statt eines Hundes wünsche, dann sagt sie: „'n Hund.“

Wir versuchen es anders herum: wir breiten vor ihrer Phantasie die wunderbarsten Dinge aus: Ganze Puppenhäuser mit Wasserleitung und Zentralheizung, prachtvolle Parks mit Springbrunnen und lustwandelnden Paaren, die man aus einer einzigen Schachtel hervorzaubern kann, vollständige Eisenbahnen mit sämtlichen modernen Verkehrserschwerungen, kurz: alles, was ein kindlich Herz erfreuen kann, und artig und folgsam erklärt Roswitha denn auch endlich: Ja, das alles möchte sie gern haben, und außerdem natürlich einen Hund.

Er ist da. Der Hundeseelenverkäufer hat den Judaslohn eingestekt und ist gegangen. Es ist ein Dadel; er steht da und sieht sich ratlos im Kreise um wie ein Untersekundaner in der ersten Tangstunde. Roswitha ist nicht zugegen. Wir lassen sie unter irgendeinem gleichgültigen Vorwande rufen. Sie kommt, und nun ereignet sich ein Wunder. Das Tier springt mit einem jauchenden Belllaut an ihr hinauf und will ihr das Gesicht belecken. Roswitha ist hochbeglückt und fragt: „Wo kommt der her? Wem gehört der?“

„Der gehört Dir.“

Das weitere ist nicht zu beschreiben. Es gibt eine Freude, bei der dem Zuschauer die Tränen ins Auge treten. Menschenfreude ist so erzeigend wie Menschenleid.

Es ist kein Zweifel mehr, Roswitha und Männe sind durch Schicksalschluß von Ewigkeit her für einander prädestiniert. Er spielt auch gern mit den anderen Kindern; er zeichnet mich aus, indem er, wenn er unter meinem Schreibtisch liegt und schläft, sich mit schmeichelhafter Vertraulichkeit auf meine Füße bettet, deren animalische Wärme ihm sehr brauchbar scheint; er schämt meine Frau noch höher; denn sie, nur sie, reicht ihm regelmäßig das Futter, und wenn er seine Schüssel leer geleckt hat — „nicht jedes Mädchen hält so rein“ — so ichentt sie ihm einen prachtvollen Knochen; wenn die lieblichen Düfte der Küche in ihren Kleidern hängen, so folgt er ihr, wohin sie will, und auch sonst gehorcht er ihr nicht selten (für einen Dadel eine enorme Leistung) — und doch: wenn diese Frau zum Schein die Hand gegen Roswitha erhebt, als wolle sie sie schlagen, so blafft er sie wütend an und schnappt nach ihrer Hand! Der edle Grundsatz: „Bess'n Brot ich esse, bess'n Vieh ich singe,“ gilt bei den Hunden nicht. Ich möchte

wissen, wer auf die törichte Idee gekommen ist, das Wort „Hund“ als Schimpfwort zu gebrauchen. Ich will es gewiß nicht wieder tun.

Sobald das Dienstmädchen am Morgen seine Kammer geöffnet hat, raft er — zeigt mir einen Menschen, der mit so krummen Beinen so rasend laufen kann! —, raft er die Treppe zu Roswithens Schlafzimmer hinauf. Ich weiß nicht, wie ich dies Rennen bezeichnen soll — etwa wie wir ein Jühdloch anreizen: rrt! —, ist er oben und winzelt vor ihrer Tür. Wenn ihm das Mädchen die Tür geöffnet hat, läuft er an Roswithens Bett und schaut hinein, und wenn sie schläft, legt er sich still auf den Bettvorleger nieder und wartet. So wie sie erwacht und sich leise regt, springt er an ihrem Bett empor, reißt den Mund auf bis an die Ohren und lacht.

Bei der Toilette und beim Frühstück weicht er nicht von ihrer Seite, und wenn sie zur Schule fährt, begleitet er sie zum Bahnhof. Wenn er die Mittel hätte, würde er ihr jeden Morgen ein Wohlgeschmecktes in den Wagen reichen. Anfangs wollte er mitfahren, aber bald hat er eingesehen, daß das nicht möglich ist, und hat resigniert. So ein Dadel kann resignieren wie ein Philosoph. Nur daß er dem Zuge wehmütig nachschaut, bis er den Bahnhof verlassen hat. Roswitha winkt mit dem Taschentuch und will bemerkt haben, daß er mit den Ohrklappen zurückwinkt. Dann steht er noch einen Augenblick versunken da, das Haupt auf die Seite geneigt und mit einem Blick — einem Blick! —, ich muß immer an den Primgeiger einer Zigeunerkapelle denken, der mit geneigtem Ohr die schwermütig-schmelzenden Töne seiner Geige einsaugt. Dann tappt er heimwärts. Das Leben hat vorläufig keinen Sinn und Zweck mehr als den, verschlafen zu werden. Zu jeder ihm passenden Zeit traft er an meine Tür, ob ich dichte oder nicht, und ich oder jemand anders macht ihm auf: denn ich habe die Weisung gegeben: „Dieser Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen.“

Er geht geradeswegs unter meinen Schreibtisch, legt sich mit melancholischer Unverschämtheit quer über meine Beine und schläft. Schläft und schnarcht wie ein aktiver Kammerpräsident. Stunde auf Stunde. Wenn er gar zu heftig zu meinen Versen schnarcht, versetz ich ihm aus verletzter Autorenreue einen Stoß und rufe: „Männe! Mähige Dich!“ Dann hört das Schnarchen für eine Minute auf, um dann mit neuer Kraft zu beginnen. Wer so schlafen könnte! Wer die Zeit dazu hätte! Die Türklingel mag läuten und die Haustür mag gehen, so oft sie will — er schläft und schnarcht. Verrückt, so etwas „ein Hundeleben“ zu nennen!

Aber Männe könnte wie der Mann des Seidl-Löwefleisch Liedes singen:

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir —

Gegen zwei Uhr wird sein Schlaf unruhig. Von Zeit zu Zeit zucken seine Ohren — es wetterleuchtet in seinen Zügen, wie ein ordentlicher Romanschreiber sagen würde — plötzlich hebt er den Kopf, raft — rrt! — nach der Tür, traft und winzelt: „aufmachen, aufmachen!“ — rrt! an die nächste, ebenfalls geschlossene Tür und heult: „aufmachen, schneller, schneller!“ — rrt! an die Haustür und best: „diese ekelhaften Türen!“ fauft wie ein abgegeschossener Dadel durch den Garten und in die Arme seiner vergötterten Herrin! Er hat sie gehört, gespürt, geahnt, mit zweitem Gesicht gesehen, bevor wir nur das geringste hörten. Wie sie sich begrüßen, wie sie miteinander durch den Garten toben — ja, das ist Liebe! Er lacht Tränen vor Sonne, und sein Schwanz, das Perpendikel seines Herzens, macht zehn Schwingungen in der Sekunde. Wenn sie ihre Schularbeiten macht, wenn sie mit ihren Puppen spielt — er liegt selig blinzelnd zu ihren Füßen. Wehe, wenn ein anderer das Zimmer betritt! „Wer wagt es, in den Dunstkreis meiner Herrin zu treten!“ fährt er grollend auf und beruhigt sich nur langsam, wenn es ein Mitglied oder ein Freund des Hauses ist. Er erlaubt uns, mit Roswithen familiär zu verkehren, läßt aber durchblicken, daß ihm diese Vertraulichkeiten im Grunde seines Herzens nicht gerade angenehm sind.

Einmal aber kam sie nicht nach Hause, weil sie gleich von der Schule zu ihrer Freundin auf Logierbesuch gegangen war. Um zwei Uhr ließ er an die Haustür, horchte und witterte und dachte: „Nanu?!“ Er setzte sich nieder und wartete bis drei, bis vier, bis fünf. Er aß nicht, lauerte sich zusammen und versiel in einen unruhigen Halbschlummer. Er fuhr empor, sobald er draußen etwas hörte — und sank traurig wieder in sich zusammen. Um sieben Uhr sah er noch auf dem Vorplatze,

und das Antlitz noch, das bleiche
nach dem Fenster sah.

Dann begriff er: sie kommt nicht, und suchte, ohne gegessen zu haben, mehr kriechend als gehend, sein Lager auf.

In der Nacht begann er zu heulen, daß wir erwachten und nicht wieder einschlafen konnten. Ich stieg im tiefsten Regligé die Treppen hinunter und machte ihm beruhigende Vorstellungen, schüttelte ihm sein Lager zurecht und lud ihn ein, wieder Platz zu nehmen und wohl zu ruhen. Nach solchen Exkursionen empfindet man die Bettwärme besonders wohlthuend. Ich hatte kaum drei Minuten gelegen, als Männe wieder zu heulen begann wie ein besserer Schloßhund. Diesmal entfuhr ich schneller dem Bett, eilte

die Treppe hinunter und wurde in meinen Worten sehr unangenehm, in meiner Stimme äußerst drohend. Ich sah nach dem Futter- und dem Wassernapf — es war alles in Ordnung, stellte ihm das Ultimatum: jetzt Ruhe oder Prügel! und flüchtete klappernd wieder in mein Bett.

„Na, jetzt scheint er sich ja —“

„Zu beruhigen,“ wollte meine Frau sagen, kam aber nicht dazu, weil der Herr Dadel wieder das Wort genommen hatte.

„Vielleicht will er hinaus,“ meinte meine Frau. Ich zog mich also an, ging hinunter, schloß die beiden Haustüren auf und sagte: „Hinaus!“

Arri! war er draußen.

Ich schloß wieder zu, ging nach oben, entkleidete mich und schlüpfte tief aufatmend und zufrieden ins Bett. Da heulte und bellte er draußen, und schlimmer als zuvor.

„Jetzt weckt er auch die Nachbarn auf,“ sagte meine Frau.

Ich zog mich abermals an, diesmal aber lag in der Art, wie ich die Hosen heraufzog, entschlossener Ingrim. Ich nahm einen gehörigen Stod zur Hand, ging hinunter, schloß wieder zweimal auf, rief den Hund mit wohlwollend gefärbter Stimme ins Haus — rrt, lag er wieder in seinem Korb — und schloß wie ein bedächtiger Heufers knecht wieder zu. Dann ging ich zu dem Hunde und hob den Stod — aber das Tier sah mich mit einem Paar Augen an — wie hab' ich in menschlichen Augen eine so ergreifende Traurigkeit und Angst gesehen. Aus der Tiefe seines dunkleren Daseins herauf fürchtete sich ein Tier vielleicht noch mehr, als ein Mensch sich fürchten kann. Ich warf den Stod hin, redete dem Tiere wieder begütigend zu und ging wieder nach oben. Wir ruhten uns schließlich entschliefen, auch trotz des Hundegeheul einzuschlafen, und wenn man muß und will, kann man auch das.

Als Roswitha nächsten Tages heimkehrte, ließ Männe eine Art Wellheulen hören, das man nicht näher bezeichnen kann; es schien ein wirres Produkt von Bellen, Jaulen, Heulen, Schluchzen und Hurrarufen, und in seiner Begeisterung rante er so heftig gegen sie an, daß sie sich wider Willen „bums“ auf den Nasen setzte. Diese Gelegenheit benutzte Männe wider alles Verbot, ihr immer abwechselnd Hals und Gesicht zu beleiden. Sein Schwanz machte diesmal fünfzehn Schwingungen in der Sekunde.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Werden erworbene Eigenschaften vererbt?)

Es gibt in der Biologie kaum eine andere Frage, über die die Ansichten der Fachleute so sehr auseinandergehen, als über die Frage der Vererbung oder Nichtvererbung erworbener Eigenschaften. Der gewichtigste Gegner dieser Lehre ist August Weismann. Sein Widerstand entspringt vor allen Dingen theoretischen Erwägungen. Nach einer vom ihm bereits vor langen Jahren aufgestellten Hypothese sind alle erblichen Eigenschaften an bestimmte Anlagestellen gebunden, die in den Kernschleifen der Eier und Samenzellen niedergelegt sind. Im Verlaufe der Entwicklung wird diese Erbmasse bei der Teilung der befruchteten Eizelle allmählich aufgeteilt, so daß jede Zelle des Körpers zuletzt nur noch die ihr entsprechenden erblichen Anlagen enthält, d. h. die Kernzellen besitzen schließlich nur noch Kernzellenanlagen, die Muskelzellen nur mehr Muskelzellenanlagen usw. Nur ein kleiner Teil der gesamten Erbmasse wird auf besonderen Keimbahnen unverändert von Generation zu Generation übertragen, so daß auch bei dem neu entstehenden Tiere die Geschlechtszellen mit sämtlichen erblichen Eigenschaften ausgestattet sind, wie die seiner Eltern. Man kann sich diesen Gedankengang vielleicht dadurch am besten veranschaulichen, daß man sich jedes Lebewesen aus zwei unabhängigen Teilen bestehend denkt, dem eigentlichen Körper und den in ihm ihr eigenes Leben führenden Geschlechtszellen. Wäre diese Einteilung richtig, dann könnten natürlich nur Veränderungen, die die Keimzellen betreffen, bei den sich entwickelnden Nachkommen zur Ausgestaltung gelangen, während alle Abänderungen, die sich lediglich auf die Körperzellen beschränken, mit dem Tode des betreffenden Individuums zu Grunde gehen würden. Oder diese neu erworbenen Eigenschaften könnten auf die Jungen des betreffenden Tieres wenigstens nur dann übertragen werden, wenn es möglich wäre, daß der Körper auf die Keimzellen einen der Abänderung entsprechenden Einfluß auszuüben vermöchte.

Um die Unmöglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften zu erweisen, hat man Mäuse während zahlreicher Generationen immer die Schwänze abgeschnitten. Trotzdem gelangten die Nachkommen dieser schwanzlosen Tiere stets mit vollkommen ausgebildeten Schwänzen zur Welt; das sollte dann ein Beweis gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften sein. Ein naiverer Versuch läßt sich eigentlich kaum vorstellen; nimmt doch wohl niemand an, in der Natur ginge der Verlust eines Organs in so grober Weise vor! Daß äußerliche Verletzungen der Eltern nicht auf die Kinder übertragen werden, war auch ohne einen solchen Versuch von vornherein anzunehmen. Außerdem kennt man ja in dieser Hinsicht ein weit großartigeres Experiment. Wird nicht bereits seit Jahrtausenden bei den Juden die Beschneidung

der Knaben ausgeführt? Dennoch ist nichts davon bekannt, daß infolgedessen die Vorhaut der Rückbildung verfallen wäre oder auch nur zur Verkümmern hingewiegt. Wenn wir diese Frage entscheiden wollen, müssen wir schon mit feineren Methoden arbeiten.

Das klassische Beispiel für die Vererbung erworbener Eigenschaften bilden die so außerordentlich wichtigen Versuche über Kälteabänderungen bei Schmetterlingen. Setzt man nämlich die Puppen des gemeinen deutschen Bären (*Arctia caja*) während ihrer Entwicklung zeitweise einer Kälteeinwirkung von etwa — 8 Grad aus, so sind die ausschüpfenden Schmetterlinge erheblich dunkler gefärbt als ihre unter normalen Bedingungen aufgewachsenen Artgenossen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Abänderung eine direkte Folge der Abkühlung des Puppenstadiums ist. Wird nun von diesen Kältetieren ein besonders stark abgeändertes Männchen mit einem ebenfalls dunkel verfärbten Weibchen gepaart und die Nachkommenschaft bei gewöhnlicher Zimmertemperatur aufgezogen, so zeigt es sich, daß auch von den jungen Schmetterlingen wenigstens einige Exemplare eine Abänderung der Farbe ganz im Sinne ihrer Eltern zur Schau tragen. Hier ist also in der Tat der klare Beweis erbracht, daß durch veränderte Lebensbedingungen Veränderungen an den Tieren entstehen können, die erblich befestigt sind und sich auf die Nachkommen übertragen lassen. Weismann wendet dagegen freilich ein, daß man deshalb nicht vor einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ sprechen dürfe, weil durch die Kälte zugleich mit den Körperzellen auch die Keimzellen eine entsprechende Veränderung erfahren haben könnten.

Doch es lassen sich auch noch andere Beispiele anführen, bei denen dieser Einwand versagt. In neuerer Zeit ist der mexikanische Süßwasserfisch *Xolotl* ein so beliebtes Aquarientier geworden, daß ich wohl annehmen darf, daß es ziemlich bekannt ist. Nicht so bekannt ist es jedoch, daß das *Xolotl* nur eine Larve ist, daß es unter günstigen Verhältnissen bisweilen das Wasser verläßt, seine Kiemen verliert und zu einem Landtier, dem *Amblystoma*, wird. Das ist nicht so merkwürdig, wie es zuerst erscheinen mag. Auch unser heimischer Feuerfalamander (*Salamandra atra maculosa*) verbringt ja seine Jugend als Kiementragende Larve im Wasser und verläßt es erst beim Heranwachsen. Ueberraschend ist es nur, daß die *Xolotl* als Larven bereits Geschlechtsreife erlangen und Junge erzeugen können und in der Regel ihr ganzes Leben im Larvenstadium verbringen. Wie nun Fräulein v. Chaubin zu zeigen vermochte, besitzen die von der Landform erzeugten Jungen eine viel stärkere Neigung, das Wasser zu verlassen, als die von den Larven geborenen. Ja, die *Amblystoma*-Jungen verwandeln sich selbst dann noch zu der Landform, wenn man sie unter Bedingungen hält, unter denen bei einem von *Xolotl*-erzeugten Tiere die Umwandlung unter keiner Bedingung erfolgt wäre. Die so viel schärfer hervortretende Neigung zum Landleben mit allen seinen Folgen, wie Verlust der Kiemen und Uebergang zur Lungenatmung, ist offenbar auch eine erworbene und auf die Nachkommen vererbte Eigenschaft. Weismann sucht diesen Beweis allerdings dadurch zu entkräften, daß er behauptet, die Umwandlung zur Landform wäre keine „neu“ erworbene Eigenschaft, sondern eine Rückkehr (*Atavismus*) zu einem Verhalten, das bei den Vorfahren dieser Tiere allgemein verbreitet war. Vor vielen Jahrtausenden, in der sogenannten Diluvialzeit, sollen sich nämlich die *Xolotl*, die heute die mexikanischen Seen bewohnen, ebenso regelmäßig zu Landtieren umgewandelt haben, wie es heute noch der Feuerfalamander tut. Infolge Ausrottung der Waldungen und der dadurch bedingten Feuchtigkeitabnahme der Luft in ihren Wohngebieten in der Existenz bedroht, hätten die Tiere sicherem Untergange entgegengesessen, wäre ihnen nicht durch Rückschlag auf die Larvenform der dauernde Aufenthalt im Wasser von neuem ermöglicht worden. Glücklicherweise ist gerade in letzter Zeit P. Kammerezer ein Versuch gelungen, bei dem sich auch der Einwand des Atavismus nicht aufrechterhalten läßt. Wir hörten bereits, daß der Feuerfalamander seine Kindheit im Wasser zubringt und erst später zur lungenatmenden Landform wird. In den Bergländern Europas lebt in weiter Verbreitung ein naher Verwandter des Feuerfalamanders, der keine, glänzend schwarze Bergfalamander (*Salamandra atra*). Das Tierchen zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß seine Jungen gleich als luftatmende Tiere zur Welt kommen und niemals im Wasser leben. Da der Bergfalamander seine Jungen viel länger trägt, bringt er im Durchschnitt nur je zwei zur Welt, während der Feuerfalamander, der seine Jungen noch sehr unentwickelt im Wasser legt, bis gegen 70 auf einmal erzeugen kann. Durch geeignete Veränderung der Lebensbedingungen gelang es nun unjermem Gewässermann, den Bergfalamander zu zwingen, seine Jungen bereits frühzeitig, wenn sie noch mit Kiemen ausgerüstet sind, ins Wasser abzulegen, wo sie dann ihre weitere Entwicklung zur Landform durchmachten. Auf der anderen Seite war es möglich, den Feuerfalamander zu veranlassen, seine Jungen so lange zu tragen, bis sich die Kiemen rückgebildet hatten, und sie dann auf dem Lande abzusetzen. Eine weitere Folge der Abänderung des Entwicklungsangeses bestand bei den beiden Tierarten darin, daß der Bergfalamander jetzt weit mehr Junge gebär, während bei dem Feuerfalamander die Geburtenziffer rasch zurückging. Schon in der ersten Generation zeigte sich dieser veränderte Instinkt bei beiden Arten bis zu einem gewissen Grade fixiert, er befestigte sich

immer mehr, je länger die Tiere den künstlichen Versuchsbedingungen ausgesetzt waren.

Es ist wohl jedem sofort klar, daß in diesem Falle der Einwurf, es handle sich um eine Rückkehr zu Gewohnheiten, die bei den Vorfahren der betreffenden Tiere bereits einmal ausgebildet waren, nicht stichhaltig ist. Höchstens könnte doch dieser Einwand nur auf eine der beiden Fortpflanzungsänderungen angewandt werden, denn entweder war es das Ursprüngliche, daß die Salamander ihre Jungen ins Wasser absetzten oder daß sie diese zu Kollmolchen austrugen. Ist das erstere, wie man wohl annehmen muß, der Fall, dann hat unser Feuer salamander infolge äußerer Einflüsse die Eigenschaft, seine Jungen bis zur vollständigen Ausbildung bei sich zu tragen, „neu erworben“, trifft dagegen die letztere Annahme zu, so würde es sich bei dem Berg salamander um Erwerbung eines neuen erblich fixierten Charakters handeln. Wie man die Sache auch dreht und wendet, man kann sich nach diesen Versuchen nicht mehr der Einsicht verschließen, daß in der Tat erworbene Eigenschaften vererbt werden können. Der weiteren Forschung bleibt es jetzt freilich noch vorbehalten, nachzuweisen, auf welchem Wege die Körperzellen einen Einfluß auf die Geschlechtszellen zu gewinnen vermögen.

Dr. C. Theising.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Der doppelhändige Mensch. Eine Frage, die gegenwärtig in der Anthropologie gar nicht zur Ruhe kommen will, geht darauf hinaus, ob die Menschen früherer Zeitalter gleichfalls zum größten Teil rechtshändig gewesen sind oder beide Hände mit gleicher Vollkommenheit benutzt haben. Namentlich mit Rücksicht auf den Menschen der vorgeschichtlichen Zeit ist man mehr und mehr zu der Annahme gelangt, daß er beide Hände ohne Unterschied gebraucht habe. Es ist nun von anderer Seite dagegen eingewandt worden, daß der Blutdruck auf der linken Gehirnhälfte, die das Regiment über die Nerven und Muskeln der rechten Körperseite ausübt, höher ist als in der rechten Gehirnhälfte und daß daher der stärkere Gebrauch der rechten Hand im Wesen des menschlichen Körpers überhaupt begründet sei. Dr. Hitley hat in einem Vortrage vor der Londoner Prähistorischen Gesellschaft die Behauptung aufgestellt, daß dieser gesteigerte Blutdruck in der linken Gehirnhälfte erst durch den stärkeren Gebrauch der rechten Hand hervorgerufen sei. Jedenfalls ist die Bevorzugung der rechten Hand schon sehr alt, denn die Völker des Klassischen Altertums waren in demselben Grade rechtshändig wie die heutigen Völker, und daselbe muß bei den alten Israeliten der Fall gewesen sein, weil in der Bibel einige Male die Linkshändigkeit von Personen ausdrücklich hervorgehoben wird. Die Geräte des Menschen der älteren Steinzeit dagegen scheinen zu beweisen, daß sie ebensowohl mit der linken wie mit der rechten Hand gebraucht wurden. Zu demselben Schluß führt die Betrachtung der Höhlenmalereien des steinzeitlichen Menschen, die an einigen Stellen, namentlich in Südfrankreich und Spanien, erhalten geblieben sind. Die dargestellten Tierfiguren sind teils von links nach rechts, teils von rechts nach links gezeichnet, während bei einer Bevorzugung der rechten Hand die Köpfe der Zeichnungen in der Regel nach links weisen müßten. Es ist wahrscheinlich, daß der Mensch die rechte Hand mehr zu üben begann, als er zum Krieger und Jäger geworden war.

Astronomisches.

Die Temperatur der Sterne. Die Möglichkeit, die Temperatur der Fixsterne trotz ihrer ungeheuren Entfernung von der Erde zu messen oder wenigstens mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen, ist eine der außerordentlichen Errungenschaften der neuzeitlichen Wissenschaft. Allzu genaue Ergebnisse wird man freilich nicht erwarten dürfen, weil ja sogar die Temperatur der Sonne noch nicht mit Sicherheit bekannt ist. Immerhin hat man die Fixsterne bereits nach ihrer Temperatur in eine Reihe von Gruppen gebracht, und es ist begreiflich, daß diese Einteilung für die Beurteilung des Zustandes, in dem sich die verschiedenen Sterne befinden, von größter Wichtigkeit ist. Die deutschen Astronomen Dr. Wilking und Scheiner haben jetzt in den Astronomischen Nachrichten Untersuchungen von 109 hellen Fixsternen veröffentlicht, deren Temperaturen zwischen 2800 und 12 800 Grad liegen. Gleichzeitig hat Dr. Nordmann der Akademie der Wissenschaften die Ergebnisse ähnlicher Forschungen vorgelegt, die ihn zu der Annahme von 15 Gruppen von Fixsternen geführt haben. Die Gruppe mit der geringsten Wärme stimmt mit den Messungen der deutschen Forscher gut überein, da sie zu 2870 Grad angenommen wird. Dagegen ist Dr. Nordmann zu dem Schluß gekommen, daß es Sterne gibt, deren Hitze mehr als 60 000 Grad erreicht. Andere Bestimmungen haben die höchste Temperatur nur auf etwas mehr als 40 000 Grad festgestellt.

Ein neuer Stern ist von Professor Ceraski in Moskau entdeckt worden. Der Astronom bezeichnet es freilich als noch unsicher, ob der auf einer photographischen Aufnahme festgestellte Lichtpunkt ein neu aufleuchtender Fixstern oder ein Planet oder auch ein Meteor sei. Professor Ceraski hält doch die erste Annahme

für die wahrscheinlichste, fordert aber seine Fachgenossen auf, die Erscheinung nachzuprüfen, zu welchem Zweck er die genaue Stellung des neuen Himmelskörpers angibt.

Technisches.

Senefelders Lehrbuch der Lithographie und des Steindrucks. Die Arbeiterorganisationen erobern sich Jahr um Jahr neue Wege. Heute sind die Arbeiterorganisationen schon auf allen Gebieten kultureller Betätigung bekannt. Wie sehr ihnen auch der Beruf selbst in seiner Gestaltung und seiner Weiterentwicklung am Herzen liegt, zeigt jetzt wieder einmal der Verband der Lithographen und Steindrucker. Um die durch die amerikanische Tarifreform aktuell gewordenen Herstellungsverhältnisse der graphischen Produkte in der Union kennen zu lernen, um eine gute internationale Verbindung mit den Berufskollegen wieder neu zu schaffen, schickte er einige seiner Führer auf eine Studienreise durch die Lande der Streifen und Sterne. Um die Geschichte des Berufes hat sich die Organisation ebenfalls verdient gemacht. Es existiert nur ein authentischer Bericht über die Erfindung der Lithographie, und das ist das Buch, das Alois Senefelder selbst geschrieben hat. Nach langen Mühen gelang es dem Verbands, ein Original Exemplar vom Jahre 1821 aufzutreiben. Jetzt liegt das ganze Werk, genau so, wie sein Meister es noch in den Händen gehabt, für die Berufskollegen, und nicht nur für sie, wieder fertig vor uns. (Selbstverlag des Verbandes der Lithographen, Steindrucker und verwandten Berufe, Berlin 1909.) Das längst verschwundene Buch ist wieder lebendig geworden.

Das Buch gibt dem Berufskollegen eine glänzende Anleitung und zugleich die beste Schilderung der Erfindung der Lithographie und des Steindrucks. Aber nicht nur das, es gibt auch, und hier folgen wir dem Geleitwort des Hauptvorstandes der Organisation, „einen neuen Beweis dafür, daß das technische Prinzip der graphischen Technik heute noch so feststehend ist als wie am ersten Tage, viele jetzt als Neuerungen auftauchende Methoden fanden schon durch den Erfinder Anwendung, sind nur wieder vergessen worden“. Aber nicht nur dem Berufsgenossen bietet das Werk eine praktisch wertvolle Anregung. Dem Wirtschaftshistoriker schildert der erste Teil Senefelders Arbeit ein Stück speziell bayerischer Wirtschaftspolitik. Senefelder, der mit seiner neuartigen Druckmethode, nachdem er die trübliche Anfängerzeit hinter sich hat, Privilegien erhält, Studienreisen macht, neue Betriebe einrichtet, für den Staat Lieferungen ausführt, wird dort handelnde Person in der volkswirtschaftlichen Umbildung. Die Erfindung der Lithographie bedeutete in ihrem Wert als Reproduktionsverfahren für die damalige Zeit außerordentlich viel. Aber auch mit diesen Schilderungen ist der Wert des Buches noch nicht ausgeschöpft. Jedem Menschen gibt die Arbeit einen Einblick in das Denken und Empfinden eines typischen Erfinders — soweit man beim Genie von einem Typus reden kann. Senefelder lebt und grübelt nur in seiner Erfindung, kennt nicht die Sorge ums Leben, nur die Sehnsucht nach der Verwirklichung seiner Gedanken; mit dem großen Herzen eines Kindes, verläßt, nicht beachtet, benützt, ausgebeutet und dies sogar durch seine eigenen Verwandten, so steht der Mann groß vor uns. Friedrich von Schlichtegroll, der damalige Sekretär der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München, schreibt in seiner Vorrede zu dem Senefelderschen Buche: „Ehre ist ihm, dem Meister, durch seine Kunst bereits in reichem Maße zuteil geworden, ein weislicher Mann würde an seiner Stelle auch schon zum reichen Manne geworden sein, das ist er nicht. Dies war 1818.

Senefelder ist tot, seine Kunst ist zu einer ansehnlichen Industrie herangewachsen, in der heute tausende und abertausende beschäftigt sind. Die Lithographie ist kein abgeschlossenes System geblieben; wie sie durch die Verbindung mit den photochemischen Verfahren eine bedeutende Erweiterung erfahren hat, so werden sich sicher noch weitere Anwendungsarten finden. Die Chromolithographie in Verbindung mit der Chemigraphie, dem Kupferdruck usw. hat manche neue Entwicklung möglich gemacht. Die Gehilfenschaft hat durch die Keuberausgabe des Buches ein Vermächtnis des Meisters ihrer Kunst wieder lebendig werden lassen. Und dies mag gerade jetzt, wo sich in der deutschen graphischen Industrie eine innere Umwälzung bemerkbar zu machen beginnt, wo sich gerade zeigt, daß der deutsche Unternehmer im Wettkampf auf dem Weltmarkt geschlagen ist, geschlagen durch den moderneren Amerikaner, besonders dankenswert erscheinen. In Deutschland hat man der Fortbildung der technischen Hilfsmittel in der graphischen Industrie in den letzten Jahren nicht sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt, das Hauptgewicht wurde auf die Ausbildung neuer Reproduktionsverfahren gelegt. Der Amerikaner hat dagegen die maschinentechnischen Hilfsmittel erweitert. Während man bei uns nur die Flachdruckpresse kennt, die vom Niefenstein druckt, ist man dort längst zur Rotationspresse übergegangen, sie ist allgemein üblich. Wenn auch heute noch Fragen der Qualität und der Anwendungsfähigkeit eine Rolle spielen, es ist nur eine Frage der Zeit, und der Rotationsdruck hat sich die poligraphische Industrie erobert. Der deutsche Unternehmer, dem jetzt eben der amerikanische Markt so gut wie völlig genommen worden ist, steht dabei bis jetzt im Hintertreffen. Da mag das Buch Senefelders ein Ansporn sein, seiner Kunst altes Feld zurück zu gewinnen, neues zu erobern.